

Kurt Eisner in Portrait und Karikatur; großes Bild: revolutionäre Stimmung am 7. November 1918 auf der Münchner Theresienwiese

„Da g'hört direkt a Revolution her!“

Ein Freistaat wird 100

Text: Dominik Baur

Fotos: picture alliance/ullstein bild (1); Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo (1); picture-alliance / Mary Evans Picture Library (1)

Und es ward Freistaat. Im November 1918 trugen sich in Bayern gar außerordentliche Dinge zu. Ein Krieg wurde beendet, ein Monarch gestürzt, die Republik ausgerufen und ein Preuße Ministerpräsident. Ja, geht denn das? Und wo war da die CSU? Eine durchs Dickicht der bayerischen Seele und Geschichte irrlichternde Spurensuche.

Es ist Samstagnachmittag, kurz nach vier, als Max Zeidler den Freistaat ausruft. Ausgerechnet hier am Kronprinz-Rupprecht-Brunnen, zwischen Residenz und Marstall, steht er und verkündet: „Bayern ist fortan ein Freistaat. Eine neue Zeit hebt an! Arbeiter, Bürger Münchens! Vertraut dem Großen und Gewaltigen, das in diesen schicksalsschweren Tagen sich vorbereitet! Es lebe die bayerische Republik!“

Es sind rund 30 Menschen, die Zeidler gespannt zuhören, während er die Zeilen aus den „Münchner Neuesten Nachrichten“ vom 8. November 1918 vorträgt. Münchner Bildungsbürger, ein paar Touristen. Es ist ein warmer Maitag im Jahr 1918. Der zu Ehren des letzten bayerischen Kronprinzen errichtete Brunnen ist die zweite Station eines Rundgangs durch die bayerische Revolutionsgeschichte. Zeidler, Jahrgang 1875, eckige Brille, Strohhut, schwarzes Hemd, ist Stadtführer bei „Stattreisen“. Deren Konzept: Statt zu verreisen, schauen wir uns die eigene Stadt an.

Der Freistaat also. 100 Jahre alt wird er in diesem Jahr. „Frei“, sagt Max Zeidler, und das ist schon die erste Überraschung für manche in seiner Gefolgschaft, „heißt erst mal nur frei von Monarchie.“ Freistaat – ein anderes Wort also für Republik. Und die hat man hier in Bayern zwei Tage früher als in Berlin ausgerufen. „Die Bayern waren die ersten, die ihre Monarchen weitergeschickt haben“, erzählt Zeidler. Er hat einen dicken, weißen Ordner dabei, schlägt ihn immer wieder auf, zeigt Bilder der Protagonisten der Revolutionstage. Eisner, Gandorfer, Auer ...

Es gibt eine Szene, die recht gut illustriert, wie man es sich vorzustellen hat, wenn in Bayern ein Monarch „weitergeschickt“ wird; sie trägt sich am Nachmittag des 7. November 1918 im Englischen Garten zu. König Ludwig III. flaniert gerade durch den Park, als zwei Arbeiter auf ihn zukommen: „Majestät, genga S' heim. Revolution is!“ So wenigstens beschreibt eine Karikatur in der Satirezeitung „Rote Hand“ drei Jahre später diesen Moment. Die Begegnung mag sich im Detail ein wenig anders zugetragen haben, doch letztlich geht das Ende der 738 Jahre währenden Wittelsbacher Herrschaft genau so vonstatten: leise. Sehr leise.

Draußen auf der Theresienwiese haben sich zu diesem Zeitpunkt bereits zehntausende Münchner zu einer Friedensdemonstration versammelt – Arbeiter, Soldaten, Frauen, ausgemergelt und müde von vier Jahren Weltkrieg. Bei der Kundgebung spricht zunächst Erhard Auer, Niederbayer und führender Politiker der Mehrheitssozialdemokraten. Mit der amtierenden Regierung hat er wenige Wochen zuvor in geheimen Gesprächen bereits die Umwandlung Bayerns in eine parlamentarische Monarchie ausgehandelt. Noch am Tag vor der Kundgebung hat er dem Ministerratsvorsitzenden Otto von Dandl versichert: „Eisner ist erledigt. Sie dürfen sich darauf verlassen. Wir haben unsere Leute in der Hand. Ich gehe selbst mit dem Zug. Es geschieht gar nichts.“

Und dann geschieht doch was. Nachdem Auer gesprochen hat, zieht er mit einem Großteil der Demonstranten tatsächlich diszipliniert zum Friedensengel, wo sich die Versammlung auflöst. Doch auf der Theresienwiese spricht jetzt eben dieser Eisner, Kurt mit Vornamen. Dann Ludwig Gandorfer, ein Bauernführer. Eisner ist



MAX ZEIDLER



LUISE KINSEHER



HANS WELL



PROF. FERDINAND KRAMER



INGRID SCHERF

Expertisen und Meinungen in diesem Text kommen u.a. von „Stattdessen“-Stadtführer Max Zeidler, der Kabarettistin und langjährigen „Mama Bavaria“ Luise Kinseher, dem Autor und Liedermacher Hans Well, dem Historiker Ferdinand Kramer von der LMU und der linken Aktivistin und Kuratorin einer Eisner-Ausstellung Ingrid Scherf

der Chef der Unabhängigen Sozialdemokraten, der USPD, die sich im Streit um die Kriegspolitik von der SPD abgespalten hatte. Anders als der Reformpolitiker und Monarchist Auer und seine MSPD sieht Eisner inzwischen nur noch eine Möglichkeit für einen sofortigen Waffenstillstand: den Bruch mit dem alten System. Gandorfer verspricht der Stadtbevölkerung, sie werde genug zu essen bekommen, er habe die Bauernschaft hinter sich.

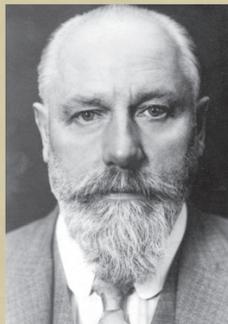
Was von den Massen übriggeblieben ist, es sind größtenteils Soldaten, zieht nun durch die Stadt. Eisner und Gandorfer führen den Zug an, es geht von Kaserne zu Kaserne. Dort gibt es nicht nur keine Gegenwehr, nein, die Soldaten laufen in Scharen über. Auch der Schriftsteller Oskar Maria Graf ist mit dabei. „Wir marschierten“, beschreibt er die Szene später, „eingekeilt von einer dahinstürmenden Menge, fast ganz an der Spitze, kaum fünf Schritt weit entfernt von Eisner, den ich unablässig betrachtete. Er war blass und schaute todernst drein; nichts redete er. Fast sah es aus, als hätte ihn das jähe Ereignis selber überfallen. Ab und zu starrte er gerade vor sich hin, halb ängstlich und halb verstört.“

Der Zug endet im Mathäserbräu am Münchner Stachus. Der erste Arbeiter- und Soldatenrat, dem sich schon bald ein Bauernrat anschließt, tritt zusammen. Ihr erster Vorsitzender: Kurt Eisner. Qua revolutionärem Recht ist er somit der erste Ministerpräsident des neuen Bayern. Um 22 Uhr zieht er in den Landtag ein und setzt den Text auf, den am nächsten Tag die ganze Stadt in den „Münchner Neuesten Nachrichten“ lesen wird. Ludwig III. hat inzwischen seinen Spaziergang beendet und gepackt. Er flieht noch in der Nacht.

Es fließt kein Blut in dieser Nacht. „Aber dass das eine gewaltfreie Revolution gewesen ist, wie es immer heißt, das würde ich nicht unterschreiben.“ Sagt Ferdinand Kramer. Seit 15 Jahren hat er den Lehrstuhl für Bayerische Geschichte an der LMU inne. „In dem Moment, als da bewaffnete Soldaten aus den Kasernen ziehen und die Schaltzentren besetzen, kann man nicht mehr von Gewaltlosigkeit sprechen.“ Aber dass es zu keiner blutigen Eskalation gekommen sei, so der Historiker, müsse man Eisner schon zugutehalten. Wie im übrigen auch Ludwig III., der bereits sechs Tage später die Beamten von ihrem Eid entbunden habe. „Sie haben dem Land zu dem Zeitpunkt eine blutige Auseinandersetzung oder gar einen Bürgerkrieg erspart.“ Um seine neue Regierung auf eine möglichst breite Basis zu stellen, bindet Eisner auch die Mehrheitssozialdemokraten mit ein. Sein erbitterter Widersacher Erhard Auer wird Innenminister.

Hier hat also alles angefangen. Luise Kinseher sitzt vor der Bavaria und schaut hinunter auf die Theresienwiese. Da unten müssen sie alle gestanden haben. „Das war schon eine wilde Zeit damals“, sagt Kinseher, „eine Zeit im Aufbruch.“ Jetzt ist der Platz leer. Das Frühlingsfest ist vorbei, der Aufbau für die Wiesen hat noch nicht begonnen. Vereinzelt kreuzen Menschen die riesige Brachfläche, eine Wiese, auf der kaum ein Grashalm wächst. In der Ferne die Zwiebeln der Frauentürme. Und hinter uns: sie. Die Bavaria. Namenscousine eines ganzen Landes. Mit ihrem Alter Ego im Nacken sitzt da also die Luise Kinseher, Kabarettistin, Schauspielerin, früher auch mal Geschichtsstudentin im Nebenfach und eben die Mama Bavaria vom Nockerberg. Acht Jahre lang hat sie in dieser Rolle das Treiben im Freistaat besonders genau beobachtet, um seine Repräsentanten einmal im Jahr sauber zu derblecken.

Luise Kinseher kennt ihn, den Bayern, sie weiß, wie er so tickt, politisch gesehen. Und? Taugt er zum Revolutionär? „Durch eine Revolution die Welt zu verändern, das ist jetzt sicher nicht so sein Ansinnen“, meint Kinseher. „Aber was in der Mentalität des Bayern zur Revolution taugt, das sind seine Rauflust und sein Dickschädel.“ Mei, etwas härter hinzulangen, das ist eben bayerische Art. Das hat schon Max Streibl gesagt, auch mal ein bayerischer Ministerpräsident. „Ich denke, das ist gar nicht so sehr bayerisch, sondern vor allem bäuerlich. Die Bauern besitzen das Land, bestellen es und sorgen für die Ernährung. Das gibt ein bestimmtes Selbstbewusstsein, aus dem auch eine Obrigkeitsrenitenz kommt. Und dann denkt sich der Bauer: Da schiaß i hoid amoi am Baron seine blädn Hirsch aus'm Woid aussa.“



8. November 1918 in der Münchner Innenstadt: Revolution is! Menschenmengen vor dem Justizpalast und jubelnde republikanische Soldaten vor dem Mathäserbräu in der Bayerstraße, dem Sitz des Arbeiter- und Soldatenrats; kleine Bilder: Eisner (rechte Seite) und sein Gegenspieler Erhard Auer

„Eisner und Ludwig III. haben dem Land einen Bürgerkrieg erspart.“

Mit der Obrigkeit und der Renitenz ist das beim Bayern freilich so eine Sache. Dem Anarchismus frönt der er genau so lange, wie er sich in Gesellschaft gleichgesinnter Anarchisten, vulgo Bayern, wähnt. Gerhard Polt hat einmal einen solchen im tiefsten Inneren revolutionären Bayern beschrieben. Nach einem langen Lamento darüber, was alles schief läuft in diesem Land, kommt dieser zu dem Schluss: „Ja Sakrament, da muss doch amal was passieren! Und zwar revolutionär! Da gehört direkt a Revolution her! Und des is der Grund – und drum wähl ich auch diesmal CSU.“ Revolution – in Bayern, so scheint es, ist das mehr eine Spielart des Grants. Und wenn nötig, macht die Regierungspartei dann halt das bisschen Revolution auch gleich noch mit. Eine paradoxe Situation – weshalb die wiederkehrend auftretenden Renitenzeruptionen dann gern, quasi in einer Übersprungshandlung, nach außen dirigiert werden, auch gegen die Bundespolitik. „Die da oben“ sind dann „die da oben in Berlin“.

Kein Wunder also, dass sich ausgerechnet in eben diesem Freistaat immer wieder separatistische Neigungen regen. Während jedoch manche – allen voran die Bayernpartei – die bayerische Autonomie ganz offen propagieren, weiß der gemeine CSU-Politiker diese zu unterdrücken, mittels kräftiger gen Berlin geschickter Drohgebärden zu sublimieren.

Selbst in der Familie Kinseher, vom Charakter her eher niederbayerisch quertreiberisch, hätte es fast mal einen CSUler gegeben. Gern erzählt Luise Kinseher, wie ihr Vater sich Mitte der 90er überlegt hat, doch in die Partei einzutreten. Schließlich waren sie daheim in Geiselhöring alle in der CSU. Also ist er zum Ortsverbandsvorsitzenden gegangen, um zu unterschreiben. Doch der hat nur gesagt: „Das geht nicht, die CSU ist voll.“

Max Zeidler ist inzwischen vor dem Nationaltheater angelangt. Am 17. November 1918, erzählt er unterhalb der Stufen zur Oper, habe hier die große Revolutionsfeier stattgefunden. Die Karten wurden verlost. Beethoven fürs Volk. Eisner selbst soll sich ans Klavier gesetzt und den Arbeitern was vorgespielt haben. Zeidler, hauptberuflich Kommunikationsberater, führt seit vier Jahren Menschen durch seine Heimatstadt. Diese Führung macht er heute aber zum ersten Mal. Und es ist eine besondere Premiere für ihn: Kurt Eisner, der hat ihn schon immer beschäftigt. Über seine Schriften hat er zu ihm gefunden. Jetzt will er helfen, das etwas schlichte Bild, das viele von dem Revolutionsführer haben, zu korrigieren. Wer ist dieser Kurt Eisner, dieser etwas zauselige Herr mit der Nickelbrille, der auf manchen Fotos wirkt wie eine Mischung aus Karl Marx, John Lennon und Catweazle? „Weiß jemand, woher Eisner kam?“, fragt Zeidler. „Aus Berlin“, wissen mehrere. Genau. A Preiß. Das auch noch.

Tatsächlich vereint Kurt Eisner in seiner Person nicht unbedingt die Eigenschaften, derer es bedarf, um bayerische Herzen zu erobern. Er ist Berliner, Intellektueller – und Linker. 1867 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns in Berlin geboren, tritt Eisner 1898 in die SPD ein, wird Chefredakteur des „Vorwärts“, später der „Fränkischen Tagespost“. 1910 verschlägt es ihn nach München. Als 1914 der Erste Weltkrieg losbricht, unterstützt er anfangs noch die Kriegskredite, dann aber wird er zum radikalen Pazifisten. Als sich der Anti-Kriegs-Flügel der SPD 1916 als USPD abspaltet, folgt auch Eisner. Die Parteien trennt fortan ein tiefer Graben. Im Januar 1918 initiiert er in München einen Munitionsarbeiterstreik und kommt für neun Monate ins Gefängnis. Eisner soll sogar seinen früheren Parteifreund Erhard Auer verdächtigt haben, bei seiner Verhaftung die Hände im Spiel gehabt zu haben. Kaum entlassen, wird Eisner zum Kopf der Revolution in Bayern.

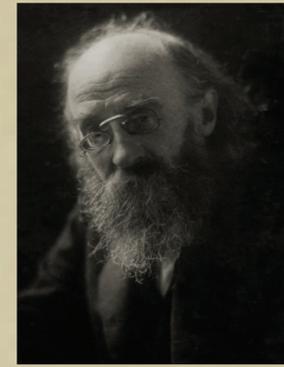
„Ich hab' in meinem ganzen Schulunterricht nie was von Kurt Eisner gehört“, sagt Hans Well. „Wir haben buchstäblich nichts erfahren über diese Zeit.“ Erst durch die Lektüre von Lion Feuchtwangers „Erfolg“ sei er irgendwann auf diese Phase der bayerischen Geschichte aufmerksam geworden. Well, Jahrgang 1953, bekannt geworden mit der Biermösl Blosn, für die er die Texte schrieb, betätigt sich seither immer mal wieder als PR-Agent für Eisner, etwa bei Lesungen an Schulen. Gerade hat er mit seiner Frau Sabeeka Gangjee-Well ein fast zweieinhalbstündiges Hörspiel herausgebracht: „Rotes Bayern“ heißt die Doppel-CD, eine höchst lebendige und kurzweilige Geschichtsstunde über die Revolutionsjahre 1918/19.

Well trägt ein khakifarbenes T-Shirt, eine Schiebermütze: Typ Revoluzzer. Irgendwie. Oder einfach ein freundlicher älterer Herr, der im Café des Müller'schen Volksbads seinen Kaffee trinkt. „2018

wäre doch jetzt eine Chance, die Gründung des Freistaats und die Zusammenhänge einer breiteren Bevölkerung zugänglich zu machen“, sagt Well. „Ich fürchte, dass das nicht einmal im neuen Museum der bayerischen Geschichte ausführlich gewürdigt werden wird. Deshalb haben wir die Handlung in unserem Hörspiel auch in den Museumskeller verfrachtet.“ Was man von Kurt Eisner noch lernen kann? „Dass hinter starken Sprüchen oft gar nichts steckt“, sagt Well, „und dass Menschen wertvoll sind, die eher leisere Töne anschlagen – und Humor haben. Solche Leute sind für mich auch als Politiker vertrauenswürdiger.“

Anderer Tag, anderes Café. Wer Kurt Eisners Ideen besser verstehen will, muss sich mit Ingrid Scherf treffen. „Man möchte Eisner immer so ein bisschen eintüten“, sagt sie. „Aber ein Politiker ist ein Gesamtkunstwerk.“ Scherf sitzt bei einem Cappuccino im Münchner Stadtcfé. Gleich nebenan, im Stadtmuseum, hat sie im vergangenen Jahr mit einem Kollegen eine Ausstellung kuratiert. Thema, klar: Kurt Eisner. Scherf ist eine energische Frau von 62 Jahren, kurzes Haar. Als linke Aktivistin stand sie etwa bei den Protesten gegen den G-7-Gipfel in Elmau in erster Reihe. Bei Themen, die Ingrid Scherf wirklich am Herzen liegen, sollte man sich jede Frage dazu gut überlegen. Denn es könnte etwas dauern, bis man Gelegenheit zur nächsten bekommt. Kurt Eisner ist so ein Thema.

„Das darf man auch nicht vergessen“ – so leitet Scherf gern ihre Sätze ein. Und vielleicht ist es genau das, worum es bei Eisner geht: dass zu viel in Vergessenheit geraten könnte. Mitunter sah es sogar schon so aus, als könnte der ganze Mann vergessen werden. Diese Gefahr scheint mittlerweile



„Früher gab es ein sehr negatives, antisemitisch aufgeladenes Eisner-Bild. Heute wird er bisweilen fast idealisiert.“

gebannt, doch noch immer ist man sich uneins in der historischen Bewertung des Freistaatsgründers. „Früher gab es ein sehr negatives, antisemitisch aufgeladenes Eisner-Bild“, sagt etwa Historiker Ferdinand Kramer. „Heute gibt es bisweilen ein idealisiertes Eisner-Bild, das manchmal ins andere Extrem umschlägt.“ Bis heute ist umstritten, wie weit Kurt Eisners Plan zur Demokratisierung gegangen sei. „Er hat am 8. November schon Wahlen angekündigt, aber dann versucht, sie hinauszuschieben.“ Für die Entwicklung der parlamentarischen Demokratie war nach Ansicht Kramers Erhard Auer sogar wichtiger als Eisner, der sich wiederholt gegen einen „bürgerlichen“ Parlamentarismus ausgesprochen habe.

Dass die ersten freien Wahlen dann tatsächlich schon nach zwei Monaten stattfinden, ist in der Tat dem Druck Auers geschuldet. Ingrid Scherf erklärt Eisners Zögern: „Er wollte die Räte als Meinungs- und Bildungsinstrument ausbauen. Er hat gesagt, wenn wir jetzt sofort wieder wählen, sind die gewählt, die den Krieg zu verantworten haben. Wir brauchen aber einen kompletten Neuanfang.“ Oder wie es Eisners Weggefährte Ernst Toller, ein verträumter Anarchist und Schriftsteller, formuliert: „Eisner war ein Mann von anderem geistigem Format als Ebert, Scheidemann, Noske, Auer. Sein politisches Ideal war die vollkommene Demokratie, er verwarf die parlamentarische Demokratie, die das Volk einmal an die Urne führt, um es dann für Jahre auszuschalten. Von unten her sollte der Geist des Lebens und der Wahrheit als kritischer, belebender, anfeuernder Geist das Tagewerk der Gesellschaft durchdringen, darum bekannte er sich zur Räte-demokratie.“

Eisner verwirft den Parlamentarismus jedoch nicht komplett. Er sieht in den Räten vielmehr eine basisdemokratische Ergänzung zum Landtag. Die halbe Macht den Räten! Es gibt seit dem Abend des 7. November bereits Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte. Doch so richtig entfalten kann das Räte-system seine Wirkung in der Kürze der Zeit nicht – zumindest nicht im Eisner'schen Sinne. „Diese Räte, das war Basisdemokratie“, sagt Scherf. „Die Räte haben in ihrem Viertel, in ihrer Arbeit, in ihrer Kaserne darüber entschieden, wie

Fotos: J. Kohn (1); Dominik Baur (1); Quelle Hans Well (1); privat (1); BR Foto (1); Picture-alliance/dpa (1); Scherf/Süddeutsche Zeitung Photo (2); picture alliance/akg-images (1)

sie ihre Gesellschaft aufgebaut haben wollen. Das war schon etwas anderes als ein paar Unterschriften für irgendeinen Volksentscheid zu sammeln.“ Wäre das also auch für unsere heutige Demokratie eine Bereicherung? „Nach meiner Überzeugung: Ja!“

Nächste Station: das Palais Montgelas. Staatskanzlei. Die damalige. Heute gehört das Gebäude an der Ecke Promenadeplatz/Kardinal-Faulhaber-Straße zum benachbarten Hotel Bayerischer Hof. Max Zeidler muss gegen die vorbeifahrende Tram und die Glocken der Theatinerkirche anschreien. Dann lässt er einen prominenten Zeitzeugen zu Wort kommen: Victor Klemperer, der in dieser Zeit als Privatdozent in München arbeitet und Eisner im Wahlkampf erlebt. „Ein zartes, winziges, gebrechliches, gebeugtes Männchen“, schreibt Klemperer in seinem Revolutionstagebuch. „Dem kahlen Schädel fehlen imposante Maße, das Haar hängt schmutzgrau in den Nacken, der rötliche Vollbart wechselt ins Schmutziggrau hinüber, die schweren Augen sehen trübgrau durch Brillengläser.“

Klemperer ist ein durchaus kritischer Beobachter der Ereignisse dieser Tage. Er schreibt auch für die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ aus München. Unter dem Pseudonym „A.B.-Mitarbeiter“, was er als „Antibavaricus“ verstanden haben will. Eisner beobachtet er im Hotel Treffer: „Er spricht leise und scheint doch überall verständlich, weil in dem vorher so lauten Saal alles schweigt, ja buchstäblich den Atem anhält. Der Witz ersetzt ihm fast immer das Pathos und wird ihm immer mit dankbarem Jubel quittiert. Wird er doch pathetisch, so ist dem Pathos mindestens eine Dosis Komik beigegeben. Wenn mich einer vor-

wärts drängen will, den fürchte ich nicht; ich bin allen Drängern voran, denn ich bin ein Phantast, ein Schwärmer, ein Dichter.“

Eisner kokettiert, nimmt die Klischees über seine Person aufs Korn. Doch der Zuspruch, den er in einem Münchner Hotel erhält, darf nicht über den wahren Rückhalt hinwegtäuschen, über den er im übrigen Bayern verfügt. Gerade auf dem Land fehlen ihm Unterstützer völlig. Dazu kommt, dass Eisner als einer der wenigen klar die Kriegsschuld der Deutschen benennt – was ihn in den Augen der Wähler nicht glaubwürdig, sondern zum Verräter macht. Als am 12. Januar 1919 erstmals in Bayern frei gewählt wird, ist das Ergebnis mehr als eindeutig: Die Bayerische Volkspartei, die Vorgängerin der CSU, bekommt 35, die SPD 33 Prozent. Und Eisners USPD? Ist mit 2,5 Prozent weit abgeschlagen, bekommt 3 von 180 Landtagssitzen.

Die Geschichte des Freistaatsbegriffes scheint auch eine Geschichte von Missverständnissen zu sein. Gibt man auf Literatursuche bei Amazon den Suchbegriff „Freistaat“ ein, findet man recht schnell auch einen Fußabstreifer mit der Aufschrift „Königreich Bayern“. Und blickt man über Bayerns Grenzen hinaus, stellt man fest, dass das Attribut außer Bayern nur zwei der neuen Bundesländern anhaftet: Sachsen und Thüringen. Aber was haben Bayern, Sachsen und Thüringen, was Hessen, das Saarland und Brandenburg nicht haben? Dann gibt es noch in Kopenhagen den 1971 gegründeten Freistaat Christiania – irgendwas zwischen Anarchoprojekt, Haschparadies und Touristenattraktion.

Orientierung bietet all das nicht. Ein Blick ins „Historische Lexikon Bayerns“ scheint daher angebracht: Den Begriff des Freistaats, erfahren wir da, findet man schon in Quellen von 1731. Damals bezeichnet er die vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation unabhängige Schweizer Eidgenossenschaft. Später wird er dann vor allem als Übersetzung der „Republik“ im Gegensatz zur Staatsform der Monarchie benutzt. So eben auch, als es 1918 heißt: „Bayern ist fortan ein Freistaat.“ Wobei der Begriff in diesen Monaten gar nicht so oft fällt. Auch Eisner selbst benutzt damals eher die Vokabeln „Volksstaat“ und „Republik“. Als mit dem Scheitern seiner Gründer dann auch der Freistaat selbst in Ungnade fällt, verschwindet der Terminus erst einmal in der Versenkung, bis er erst viel später, nämlich in den 60er Jahren eine bis heute andauernde Renaissance erfährt – mit gänzlich neuen Assoziationen.

„Für mich ist der Begriff Freistaat lange Zeit für dieses rechte Sondergesicht Bayerns gestanden“, erzählt Hans Well. „Dafür, dass es im Grunde genommen eine Partei gibt, die da seit einer Ewigkeit die Hand drauf hat, und die eigentlich so etwas wie eine



Soldaten der roten Arbeiterwehr bei einer provisorischen Gedenkstätte an der Stelle nahe dem Palais Montgelas (heute ein Hotel, kleines Foto), wo Kurt Eisner am 21. Februar 1919 ermordet wurde

preußische Ordnungspolitik verkörpert. Außerdem schwang da natürlich immer diese radikale Sonderstellung gegenüber Restdeutschland mit.“ Da ist sie wieder, die Partei! Spricht man mit einschlägig interessierten Zeitgenossen über den Freistaat, kommt die Sprache immer wieder auf ein Buch oder vielmehr seinen Titel. Es ist von Herbert Riehl-Heyse, schon fast 40 Jahre alt und heißt: „CSU. Die Partei, die das schöne Bayern erfunden hat“. Die Formulierung bringt auf den Punkt, was viele – nicht nur außerhalb Bayerns – fühlen, wenn nicht gar denken: dass Bayern und die CSU ja letztlich doch irgendwie dasselbe sind.

„Die 100 Tage der Regierung Eisners haben mehr Belebung der Geister gebracht als die 50 Jahre vorher.“

„Wer heute an Bayern denkt, die Farbe Weiß-Blau vor Augen hat“, so sprach auch der Große Vorsitzende Franz Josef Strauß einmal, „der denkt doch nicht an die SPD, das erscheint ja fast widernatürlich. Der denkt automatisch, sozusagen als Impulsivreaktion, an die Christlich-Soziale Union.“ Im modernen CSU-Sprech heißt das dann: „Nur die CSU hat das Bayern-Gen.“ Die Formulierung vom neuen Generalsekretär Markus Blume ist zwar weniger poetisch, im Inhalt aber originalgetreu.

„Der Peter Ramsauer hat mal ein Wahlplakat gehabt“, erinnert sich Hans Well. „Da stand drauf: Der Herrgott hat das schöne Bayern erschaffen – wir haben was daraus gemacht. CSU: Für mich ist das Blasphemie.“ Wenn man in eben diesem Bayern übers Land fährt, sagt Well, sehe man das genaue Gegenteil. Die CSU unternehme doch in Wirklichkeit alles, um die Kulturlandschaft Bayerns zu zerstören. „Diese Gewerbegebiete, die, glaube ich, jedes Jahr die Fläche vom Ammersee verschlingen – das ist doch eine Verlagerhaltung sondergleichen, eine Los-Angelisierung, ein Angriff auf die Heimat Bayern.“ Die CSU ficht das nicht an. Seit jeher bedient sie sich ungeniert der Symbolik des Freistaats – von weiß-blauen Rauten bis gut brüllenden Löwen. Berge, Seen, Flüsse ... Dreist kann man das finden – oder für geschicktes Politmarketing halten. „Du hast ein bestimmtes Bild von Bayern“, sagt Luise Kinseher, „und verbindest es sofort mit der CSU. Das stimmt aber nicht. Bayern ist viel mehr als die CSU.“ Sie hat ja Recht. Nur: Was ist es? Wer sind diese Bayern?

Es sind nur wenige Schritte vom Palais Montgelas bis zum nächsten Schauplatz der Tour mit Max Zeidler. Es sind genau die Schritte, die auch Kurt Eisner am 21. Februar 1919 gemacht hat – es waren seine letzten. Als sich der Ministerpräsident mit seiner Rücktrittsrede in der Tasche auf den Weg zum Landtag macht, springt hinter

ihm plötzlich einer auf den Gehweg, der sich in einem Hauseingang versteckt gehalten hat: Anton Graf von Arco auf Valley, 22 Jahre alt, Nationalist und Antisemit. Er zielt, schießt. Eisner ist sofort tot.

Am Tatort sind heute auf dem Gehsteig die Umrisse eines Körpers zu sehen. Ein Bodenrelief mit der Anmutung einer polizeilichen Spurensicherung erinnert seit 1989 an Eisner – und sein Ende. „Zum Trauerzug kommen dann 100.000 Teilnehmer“, erzählt Max Zeidler und kann sich den Zusatz nicht verkneifen: „Mehr als später bei Franz Josef Strauß.“ Nur rund ein Vierteljahr hat Kurt Eisner seinen Freistaat regiert, umso beachtlicher ist es, was er in dieser kurzen Zeit alles auf den Weg gebracht hat: das Frauenwahlrecht, den Acht-Stunden-Tag und zum Beispiel auch die Abschaffung der kirchlichen Schulaufsicht. „Die 100 Tage der Regierung Eisners haben mehr Belebung der Geister gebracht als die 50 Jahre vorher“, sagt Heinrich Mann auf der Trauerfeier.

Es ist eine Bewertung des Eisner'schen Wirkens, der sich ausgerechnet die Repräsentanten des von ihm gegründeten Freistaats lange nicht anschließen wollten. So soll der spätere bayerische Kultusminister und CSU-Mitbegründer Alois Hundhammer Eisner noch 50 Jahre nach dessen Tod als „böse und verhängnisvolle Erscheinung“ bezeichnet haben. Und als im Herbst 1993 Renate Schmidt zu einem Festakt zum 75-jährigen Bestehen des Freistaats in die Residenz einlud, schickte ihr Theo Waigel eine Absage. Die SPD-Chefin werde verstehen, dass „ich die Geburtsstunde des demokratisch verfassten Bayern nicht mit der Ausrufung der Räterepublik durch Kurt Eisner in Verbindung zu bringen vermag“. Dass der damalige CSU-Chef noch nicht einmal zwischen der Ausrufung des Freistaats und der Ausrufung der Räterepublik Wochen nach Kurt Eisners Ermordung zu unterscheiden vermochte, ist bezeichnend.

Und wie hält es jetzt im 100. Jubiläumsjahr die bayerische Staatsregierung mit dem Vater des Freistaats? Das wollte im vergangenen Jahr der Fraktionschef der bayerischen SPD, Markus Rinderspacher, in einer schriftlichen Anfrage wissen. Über die Antwort, verfasst vom Kultusministerium, war er dann doch erstaunt: „Außerordentlich positiv“ bewerte man die Rolle Eisners. Sei es mit Blick auf das Ende von Weltkrieg und Monarchie, die Einführung der Demokratie oder auch eine neue Friedensordnung in Europa. An seine „herausragende historische Leistung“ werde man bei einem Staatsakt am 8. November 2018 und im neuen Museum für Bayerische Geschichte in Regensburg erinnern. Das seien schon neue Töne, befand Rinderspacher. „Bisher hat Eisner der CSU ja fast schon als Feindbild gedient.“ Und Eisner-Kuratorin Ingrid Scherf erinnert: „Bis vor Kurzem noch hat sich die CSU gesperrt gegen irgendwelche Gedenken an Eisner. Jetzt auf einmal entdeckt sie ihr christlich-jüdisches Erbe. Da krieg' ich 'nen Lachkrampf.“

Der Sozialdemokrat Rinderspacher wiederum lässt in der jüngeren Vergangenheit kaum eine Gelegenheit aus, dem Sozialisten Eisner Ehre zu bezeugen. Zu Jahresbeginn 2018 veranstaltete Rinderspacher im Landtag einen Festakt zum 100. Geburtstag des Freistaats, er forderte, den 8. November – zumindest einmalig im Jubiläumsjahr – zum gesetzlichen Feiertag zu machen, und zum Fasching in Veitshöchheim kam er selbstredend als Eisner. Selbstkritisch verweist Rinderspacher bei passender Gelegenheit auch auf das schwierige Verhältnis seiner eigenen Partei zu dem Unabhängigen Sozialdemokraten. Jeden vermag der SPDler mit so viel demonstrativer Nähe zum Staatsgründer nicht zu überzeugen. „Das ist doch historischer Unfug“, findet beispielsweise Hans Well, „dass diese SPD, die doch eher in der Nachfolge der MSPD steht, sich jetzt Eisner einverleiben will.“ Für ihn steht fest, dass des Freistaatsgründers in anderer Form gedacht werden muss: „Der Eisner gehört zum Landtag. Er war erster Ministerpräsident und Gründer des Freistaats! Da sollen sie ein massives Denkmal für ihn aufstellen. Deutlich sichtbar.“

Früher habe es ja nur eine Bodentafel neben den Trambahngleisen am Promenadeplatz gegeben, die niemand gekannt habe, erzählt Wolfram Kastner, einer der vielleicht glühendsten Eisner-Verehrer in München. „Wir haben dann 1986 am Originaltatort ein unsichtbares Denkmal angebracht.“ Mit einem Mitstreiter grub Kastner dort ein Loch, legte ein Porträt Eisners hinein und schaufelte es wieder zu. Sarkasmus in Aktion: „Das war dann ein Denkmal, das den Münchnern gerecht wurde: Da hat man nichts gesehen, musste keine Fragen beantworten und konnte ungestört sein Zampferl drüber spazieren.“ Kastner sitzt in seinem Atelier in einem Hinterhof der Schellingstraße inmitten seiner Werke.

Er macht, wie er selbst sagt, „Kunst, die stört und sich einmisch“. Überall sind Staffeleien aufgestellt, im Regal reihen sich die Bilder Seit' an Seit'. Auf einem Stuhl steht: „Hinsitzung strengstens untersagt“, auf einem Gemälde: „Keiner hat das Recht zu gehorchen.“ Der 71-Jährige kämpft noch immer für ein würdigeres Andenken an den Vater des Freistaats. Der hat mittlerweile neben dem Bodenrelief in der Kardinal-Faulhaber-Straße noch ein zweites Denkmal bekommen: eine grünliche Glasskulptur in der Münchner Innenstadt – ganz in der Nähe der heutigen Parteizentrale der Bayern-SPD.

Wolfram Kastner genügt das nicht. Er will Kurt Eisner einen Platz widmen. Und zwar nicht irgendwo draußen vor der Stadt, sondern: mittendrin. Den Marienhof gleich hinterm Rathaus hat er sich dafür ausgesucht. In jährlichen Aktionen benennt er ihn schon mal symbolisch um – auch wenn er dabei nicht auf die Unterstützung der Fraktionen der schwarz-roten Stadtregierung zählen kann. Das wäre ein angemessener Ort des Gedenkens, findet Kastner – anders als die Kurt-Eisner-Straße, die es bereits in der Trabantenstadt Neuperlach gibt. Man müsste noch nicht einmal Postadressen ändern, da der Marienhof ohnehin keine Hausnummern habe. Sein Vorstoß werde auch von Charlotte Knobloch, der Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde, unterstützt. Allein: Der Stadtrat bleibt stur.

Eigentlich will der Bayer – wir verbleiben der Einfachheit halber im Stereotyp – ja immer nur seine Ruhe haben. Um in selbiger gelassen zu werden, verlässt er sich nicht selten auf die Obrigkeit – mag dies auch angesichts seiner gern zur Schau getragenen Widerspenstigkeit verwundern. So passt auch dies zum Wesen des Bayern, dass er zwar noch heute historische Kriminelle wie den Räuber Kneißl und den Wildschütz Jennerwein verehrt, zugleich aber der Hinweis auf die niedrigste Kriminalitätsrate im Wahlkampf förderlich sein kann. Am besten bringt die Widersprüchlichkeit wohl ein Satz von Oskar Maria Graf aus den Revolutionsjahren zum Ausdruck, den wir der Klarheit wegen brutal dem Zusammenhang entrissen haben: „Machn mir hoit a Revolution, dass a Ruah is!“ Im Zweifel ist der Bayer eben wieder der letzte Preuße. Der Verein gegen betrügerisches Einschenken kann bereits auf eine längere Geschichte zurückblicken als der Freistaat Bayern, 1899 wurde er gegründet.

Jetzt nur noch ein paar Schritte, links in die Prannerstraße rein, und dann steht man schon vor dem damaligen Sitz des Landtags, da wo Eisner an jenem 21. Februar 1919, dem Tag seiner Ermordung hinwollte. Das heißt: Theoretisch stünde man jetzt davor. „Die Gebäude von damals sind zerbombt worden“, erklärt Max Zeidler. „Aber hier muss es gewesen sein.“ Ein Haus zu finden, das es nicht mehr gibt, ist gar nicht so leicht – zumal auch die Hausnummern nicht mehr dieselben sind. Die Stadt habe hier leider nirgends eine Plakette angebracht. „Kein tolles Zeugnis für die Erinnerungskultur“, findet Zeidler.

Als die Nachricht von Eisners Ermordung an diesem 21. Februar in Minutenschnelle den Landtag erreicht, kommt es dort zu Tumulten, ja sogar zu einer Schießerei.

Alois Lindner, ein Mitglied des Revolutionären Arbeiterrates, vermutet sofort Eisners Gegenspieler Erhard Auer hinter dem Attentat und schießt auf ihn. Auer wird schwer verletzt. Zwei weitere Männer werden tödlich getroffen. Die Abgeordneten fliehen, die geplante Wahl eines neuen Ministerpräsidenten überlässt. In diesem Machtvakuum übernehmen die Räte mit dem Zentralratsvorsitzenden Ernst Niekisch an der Spitze die Regierungsgewalt. Erst am 17. März tritt der Landtag wieder zusammen und wählt den bisherigen Kultusminister Johannes Hoffmann zum neuen Regierungschef. Doch die Spannungen zwischen Zentralrat und Regierung werden immer größer. Vor allem im Streit über die Einberufung des Landtags Anfang April verliert Hoffmann, sicherlich kein charismatischer

Demonstration für mehr Eisner-Gedenken: Der Münchner Künstler und Aktivist Wolfram Kastner kämpft für die Umbenennung des Marienhofs in „Kurt-Eisner-Platz“



Fotos: Scherf/Stüddeutsche Zeitung, Photo (1); WikiCommons (1); Quelle: Wolfram Kastner (2)

Volksführer, an Rückhalt. Am 7. April schließlich ruft der Zentralrat die Räterepublik aus, Hoffmann geht mit Regierung und Landtag ins Exil nach Bamberg.

Die Suche nach dem Wesen des Freistaats muss immer auch eine Suche nach dem bayerischen Wesen sein. Was, fragt man sich, macht dieses Bayern besonders? „Es gibt da im Moment eine Ausstellung“, hilft Hans Well weiter. „Die heißt ‚Mythos Bayern‘. Und da kann man nachschauen, was es nicht ist, was Bayern besonders macht.“ Wald, Gebirge und König – das steht im Mittelpunkt dieser Landesausstellung im Kloster Ettal. „Der Mythos Bayern lebt“, sagte Ministerpräsident Markus Söder bei der Eröffnung. „Kitsch“, sagt Hans Well.

Es gibt natürlich noch andere Antworten auf die Frage, wer die Bayern sind – vor allem von ihnen selbst. Eine der gängigsten lautet: *Mia san mia*. Was klingt wie der plumpe Aufdruck eines T-Shirts, ist für manchen Bayern schon fast eine Lebensphilosophie. Gesegnet mit einem ordentlichen Minderwertigkeitskomplex scheint er sich seiner eigenen Identität immer wieder versichern und damit vertuschen zu müssen, dass er letztlich gar nicht so recht weiß, wer er eigentlich ist. Mia hal! Schließlich war Bayern nach dem Abzug der Römer erst



Kampf um München: Rote Garden am 14. April 1919 am Münchner Hauptbahnhof (Foto r.) und das „Freikorps Werdenfels (l.) in der Maximilianstraße; kleine Fotos: Freistaat-Folklore mit Franz Josef Strauß und Markus Rinderspacher



mal ziemlich menschenleer, und erst später als andere deutsche Stämme fanden sich die Bajuwaren zusammen – als eine Folge aus Einwanderung und Vermischung verschiedener Ethnien, also gerade dem, was der heutige Klischee-Bayer als „Multikulti“ ablehnt, weil er dadurch seine Identität bedroht sieht. Es gibt das Bonmot von den Zurückgebliebenen (den Römern), den Heruntergekommenen (aus dem Norden) und den Herübergekommenen (aus dem Balkan), die zusammen die Bayern gebildet hätten.

Identitätsstiftend waren natürlich auch die Wittelsbacher. Mehr als 700 Jahre haben sie die Geschichte des Landes geprägt, im 19. Jahrhundert war es zudem ein besonderes Bestreben der Monarchen, das kollektive Wir-Gefühl entstehen, aufleben zu lassen. Vor allem König Max II. soll sich da hervorgetan haben. Der als volkstümlich geltende „Zither-Max!“ trieb die Förderung von Volksmusik, Tracht und Brauchtum massiv voran. Altbayerische Insignien von Macht und Volksnähe zugleich, auf die auch das heutige Establishment

des Freistaats zurückgreift. „Es ist ja kein Zufall, warum der Söder jetzt dauernd in der Zeitung ist mit irgendeinem Hut mit Gamsbart und Leonhardiritt und lauter so einem Zeug“, erklärt Luise Kinseher. „Das ist Inszenierung. Das soll zeigen: Auch ein Franke kann ein guter Oberbayer sein.“

Und das ist bayerische Dialektik. Bayern, das ist halt Umpftata, Dirndl und FC Bayern, das ist Kruzifix, Neuschwanstein und Gewerbegebiet, und das sind Amigos, Hallodris und sogar Franken. Bayern, das ist aber auch die Lichterkette, Wackersdorf, Sepp Daxenberger und Wilhelm Hoegner, der einzige sozialdemokratische Ministerpräsident nach dem Krieg und zugleich der Vater der Bayerischen Verfassung. Und nicht zuletzt ein jüdischer Sozialist aus Berlin namens Kurt Eisner. Kurzum: Bayern ist ein ziemlicher Wolpertinger, der sich kaum beschreiben, geschweige denn fassen lässt.

Das Problem mit dem Mia-san-mia-Mantra: In Wirklichkeit hat dieser Leitsatz ja doch eine Aussage, die über die banale Gleichsetzung von unsereinem mit unsereinem hinausgeht. Und die lautet: *Ihr seids ned mia*. Ihr seids die ändern. Wenn nicht gar die ganz ändern. Mia san mia, das steht tatsächlich weniger für Selbstbewusst-

sein und Souveränität als vielmehr für Abgrenzung, Arroganz und Angst. „Die Bayern haben immerhin noch eine irgendwie gesellige und lustige Form des Nationalismus“, sagt Luise Kinseher. „Weil sie wissen, allein Abgrenzung nützt ihnen nichts: Dann kommt ja niemand mehr aufs Oktoberfest und trinkt das ganze Bier zamm. Der Nationalismus der Bayern ist gemütlicher und nicht so bedrohlich wie der deutsche – aber im Prinzip ist es dasselbe.“

Fast im Vorbeigehen lässt Stadtführer Max Zeidler seine Gruppe über die Kreuzung hinweg noch einen Blick auf das Gebäude einer Bank werfen. Auch hier wurde Geschichte weggebombt. Wo heute die BayernLB sitzt, stand früher das Wittelsbacher Palais. Darin hatte der Zentralrat seinen Sitz, der am 6. April 1919 die Ausrufung der Räterepublik beschloss. Diese erste ihrer Art – unter der Führung von Künstlern und Anarchisten wie Ernst Toller, Erich Mühsam und Gustav Landauer – dauert gerade mal vom 7. bis zum 13. April. Dann übernehmen die Kommunisten für den Rest des Monats. Anfang Mai wird die Stadt dann jedoch von Reichswehr und rechten Freikorps eingenommen, nun kommt es zu dem bis dahin vermiedenen Blutvergießen. Die Rote Armee der Räterepublik wird niedergeschlagen. Hunderte Menschen lassen ihr Leben – sie fallen, werden standrechtlich erschossen, ermordet. Die letzten Gefechte finden rund um den Stachus statt.

Max Zeidler ist jetzt an der letzten Station seines Rundgangs angekommen, am Wittelsbacher Brunnen. Von hier aus kann man bis zum Stachus sehen. „Hier stand dann der Münchner in seinem Sonntagsmantel und schaute dem Gemetzel zu“, erzählt er zum Abschluss seiner zweistündigen Führung. „Am 2. Mai abends fiel der Mathäser.“ Hoffmann hat gewonnen – um einen hohen Preis: München, wo die Revolution ihren Ausgang nahm, zieht von da an vor allem reaktionäre und völkische Gruppierungen an. Die Regierung traut sich erst nach Monaten wieder in die Hauptstadt zurück.

„Der Mythos Bayern lebt!“, sagt Ministerpräsident Söder.
„Kitsch“, sagt Hans Well.

Am 12. August 1919 verabschiedet der Landtag noch im Bamberger Exil eine Verfassung. Sie beginnt mit den Worten: „Bayern ist ein Freistaat“. Danach spielt der Begriff bis zu seiner Wiederentdeckung im Nachkriegsbayern erst mal keine Rolle mehr.

Der Eisner-Mörder Arco-Valley wird Anfang 1920 übrigens zum Tode verurteilt, seiner ehrenwerten Motive und „glühenden Liebe zum Vaterland“ wegen allerdings begnadigt und die Strafe in „lebenslange Festungshaft“ umgewandelt. Die sitzt er in Landsberg am Lech ab, dort hat er Freigang, darf nach Belieben Besuche empfangen. 1924 wird er entlassen, drei Jahre später folgt eine offizielle Amnestie. 1920 muss sich Arco-Valley noch mal einer Operation unterziehen, er ist bei dem Attentat von einem Leibwächter Eisners angeschossen worden. Im Krankenhaus bekommt er einen Blumenstrauß ans Bett gebracht. Der Absender: Erhard Auer.

* * * * *

Dominik Baur, *1971 in München ist Bayernkorrespondent der „taz“.